

Stefan Greif · Marion Heinz · Heinrich Clairmont (Hg.)

HERDER HANDBUCH

Stefan Greif · Marion Heinz
Heinrich Clairmont (Hg.)

HERDER HANDBUCH

Unter Mitwirkung von
Violetta Stolz, Tobias Bender, Anna Meywirth
und Nils Lehnert

Wilhelm Fink

Übersetzung des englischen Beitrags *The Importance of Herder* von Charles Taylor aus:
Charles Taylor, *Philosophical Argument*. Harvard University Press, 1997.

Umschlagabbildung:
Anton Graff, *Johann Gottfried Herder* (1785), Gleimhaus Halberstadt

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und
der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner
Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf
Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien,
soweit es nicht §§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestatten.

© 2016 Wilhelm Fink, Paderborn
Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn

Internet: www.fink.de

Einbandgestaltung: Evelyn Ziegler, München
Printed in Germany
Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH & Co. KG, Paderborn

ISBN 978-3-7705-4844-6

INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT	9
CHARLES TAYLOR: ZUR PHILOSOPHISCHEN BEDEUTUNG JOHANN GOTTFRIED HERDERS	13
I. BIOGRAPHIE	23
II. WERKE	39
1. PHILOSOPHIE	41
1.1 EINLEITUNG	41
1.2 FRÜHSCHRIFTEN ZUR METAPHYSIK, ERKENNTNISLEHRE UND PSYCHOLOGIE 1764-1778	47
1.2.1 <i>Versuch über das Sein</i>	47
1.2.2 <i>Philosophie zum Besten des Volks</i>	58
1.2.3 Aufklärerische Selbstentwürfe: <i>Über Christian Wolffs Schriften, Von Baumgartens Denkart, Bruchstück von Baumgartens Denkmal, frühe Leibniz- und Spinozaexzerpte, Plato sagte ..., Grundsätze der Philosophie, Zum Sinn des Gefühls</i>	71
1.2.4 <i>Vom Erkennen und Empfinden</i>	122
1.3 SPRACHPHILOSOPHIE	140
1.3.1 Sprachreflexion: <i>Über die neuere deutsche Literatur</i>	140
1.3.2 Sprachphilosophie: <i>Abhandlung über den Ursprung der Sprache</i>	143
1.4 PHILOSOPHIE DER GESCHICHTE, PHILOSOPHIE DER HUMANITÄT	160
1.4.1 <i>Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit</i>	160
1.4.2 <i>Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit</i>	171
1.4.3 <i>Briefe zu Beförderung der Humanität</i>	216
1.5 METAKRITIK ODER ONTOLOGIE DES LEBENS	232
1.5.1 <i>Liebe und Selbstheit</i>	232
1.5.2 <i>Gott, einige Gespräche</i>	240
1.5.3 <i>Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft</i>	266
1.5.4 <i>Kalligone</i>	284

2. THEOLOGIE	319
2.1 EINLEITUNG	319
2.2 <i>Über die ersten Urkunden des menschlichen Geschlechts, Älteste Urkunde des Menschengeschlechts</i>	326
2.3 AUSEINANDERSETZUNG MIT DER THEOLOGIE DER AUFKLÄRUNG UND PRAKTISCHE THEOLOGIE	338
2.3.1 <i>An Prediger, Fünfzehn Provinzialblätter</i>	338
2.3.2 <i>Erläuterungen zum Neuen Testament, Briefe zweener Brüder Jesu, Johannes Offenbarung, MARAN AΘA</i>	344
2.3.3 <i>Briefe, das Studium der Theologie betreffend, Briefe an Theophron, Entwurf der Anwendung dreier Akademischer Jahre für einen jungen Theologen</i>	351
2.3.4 <i>Predigten und Predigtdispositionen</i>	360
2.3.5 <i>Christliche Schriften (1794-1798)</i>	368
2.3.6 <i>Vorreden zu den Palmblättern, zu Andreä, Günther, J. G. Müller, Majer, Sakontala</i>	378
2.3.7 <i>Bußtagszettel 1776-1803, Hodegetische Abendvorträge 1799</i>	382
 3. ÄSTHETIK, POETIK, LITERATURKRITIK	 387
3.1 EINLEITUNG	387
3.2 URSPRUNG UND WESEN DER KUNST	395
3.2.1 <i>Dithyrambische Rhapsodie über die Rhapsodie kabbalistischer Prose</i>	395
3.2.2 <i>Haben wir noch jetzt das Publikum und Vaterland der Alten? Parallele zwischen den griechischen und französischen Tragödienschreibern, Königsberger und Rigaer Rezensionen Über die neuere deutsche Literatur</i>	422
3.2.3 <i>Kritische Wälder I-IV</i>	443
3.2.4 <i>Rezensionen 1769-1800</i>	469
3.3 POETISCHE AVANTGARDE	485
3.3.1 <i>Auszug aus einem Briefwechsel über Oßian und die Lieder alter Völker, Shakespear, Gefundene Blätter aus den neuesten deutschen Litteraturannalen, Beiträge zu Lavaters 'Physiognomischen Fragmenten'</i>	485
3.3.2 <i>Volkslieder (1778f.)</i>	495
3.3.3 <i>Preisschriften: Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern, da er geblühet, Über die Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten, Über den Einfluß der schönen in die böhern Wissenschaften, Vom Einfluß der Regierung auf die Wissenschaften, Wissenschaften auf die Regierung</i>	505

3.3.4	Biographische Essayistik, Beiträge zu Wielands ‚Teutschem Merkur‘, Boies ‚Deutsches Museum‘ und das ‚Hannoversche Magazin‘: <i>Wie die Alten den Tod gebildet, Hutten, Reuchlin, Savonarola, Lessings Tod, Nekrolog auf Willamov, Winkelmann, Lessing, Sulzer, G. E. Lessing, Winkelmann, Von Ähnlichkeit der mittlern englischen und deutschen Dichtkunst, Andenken an einige ältere deutsche Dichter, Litterarischer Briefwechsel, Glaukon und Nicias, Ueber das Verlangen, Ueber die Seelenwanderung, Über die dem Menschen angeborene Lüge</i>	514
3.3.5	Asthetische Selbstsorge: <i>Plastik und Vom Erkennen und Empfinden</i>	524
3.3.6	Italienische Reise.....	540
3.4	ÜBER BILD, DICHTUNG UND FABEL.....	551
3.4.1	<i>Über Bild, Dichtung und Fabel</i>	551
3.4.2	<i>Zerstreute Blätter: Theorie des Epigramms, Blätter der Vorzeit, Spruch und Bild bei den Morgenländern, Über Bild, Dichtung und Fabel, Paramythien, Fabeln und Parabeln, Legenden, Ob Malerei oder Tonkunst eine größere Wirkung gewähre? Cäcilia, Nemesis, Persepolis. Eine Muthmassung, Über Denkmal der Vorwelt, Tithon und Aurora, Vom Wissen und Nichtwissen der Zukunft, Über Wissen, Ahnen, Wünschen, Hoffen und Glauben</i>	563
3.4.3	<i>Vom Geist der Ebräischen Poesie</i>	575
3.4.4	<i>Versuche über eine Poesie der Wahrheit: Aurora, Adrastea, Iduna, oder der Apfel der Verjüngung</i>	583
4.	PÄDAGOGIK.....	595
4.1	EINLEITUNG	595
4.2	KULTURPOLITISCHE UND PÄDAGOGISCHE ‚SEE-TRÄUME‘.....	600
4.2.1	Rigaer Schulprogramm	600
4.2.2	<i>Journal meiner Reise</i>	605
4.3	PÄDAGOGISCHE PROGRAMMATIK.....	609
5.	NACHDICHTUNGEN.....	623
5.1	EINLEITUNG.....	623
5.2	Frühe Nachdichtungen	629
5.3	Nachdichtungen 1770-1783 (<i>Brutus, Philoktetes, Lieder der Liebe</i>)... ..	631
5.4	Nachdichtungen der 1780er und 1790er Jahre	639
5.5	<i>Der Cid</i>	642

6.	POETISCHE WERK.....	649
6.1	EINLEITUNG.....	649
6.2	Frühe Lyrik.....	659
6.3	Gedichte aus Herders Weimarer Zeit.....	663
III.	WIRKUNG.....	669
1.	Politische Rezeption.....	671
2.	Die Debatte um Spinoza und ihre Folgen für die Herder-Rezeption in der nachkantischen Philosophie.....	678
3.	Die Herdersche Philosophie als Aura der neuen sensualistischen Philosophie – Nachwirkungen Herders im Vormärz.....	686
4.	Anthropologie.....	696
5.	Herder und die Anthropologie der Spätaufklärung.....	703
6.	Humanität und Bildung.....	711
7.	Muster theologischer Herder-Rezeption.....	723
8.	Herder und die Geschichte der Hermeneutik.....	738
IV.	BIBLIOGRAPHIE.....	749
V.	REGISTER.....	801
	Kurzbiographien.....	803
	Personenregister.....	851

unabschließbaren Entwicklung der Menschheit das allgemeine Vernünftige zu erfassen. Weil es aber darauf ankommt, aus den empirisch gegebenen mannigfaltigen Erscheinungen der einen Menschheit das Vernünftige herauszuheben, bedarf es einer Philosophie der Geschichte der Menschheit [vgl. → II.1.4.1. u. → II.1.4.2.].

Herders im zweiten Teil des zweiten Versuchs vorgestellte Kulturkritik betrifft anders als die Rousseaus nicht die Kultur als solche. Die Übel der Menschheitsentwicklung führt Herder den vorigen Grundsätzen entsprechend auf die einseitige Entwicklung des einen oder anderen Vermögens zurück. Als positives Gegenbild zu den vereinsseitigen Fehlformen „Spekulation“ oder „Empfindelei“ stellt Herder für Individuen den „gesunden Landmann“ (ebd., 216) heraus; das vorbildliche Volk repräsentieren „die Griechen in ihren schönsten Zeiten“ (ebd., 217). Sie erfüllen das Ideal des Menschen, der nichts „ausschließend“ hat, dem „Erkenntniß und Empfindung“ vielmehr „zu Menschenleben, zu That, zu Glückseligkeit“ (ebd., 216) zusammenfließen.

Was schließlich den letzten Teil der Frage nach dem Einfluss von Empfinden und Erkennen auf Genie und Charakter angeht, so stimmt Herder den hohen Ton der Preisfrage schon mit der Etikettierung von „Genie“ und „Charakter“ als „Zaubernamen“ herunter. Der „Geniesucht“ (ebd., 225) seiner Zeit und wohl auch Sulzer, der das Genie durch „eine vorzügliche Stärke der Seelenkräfte, mit einer besonderen Empfindsamkeit für gewisse Arten der Vorstellungen verbunden“, sofern sie „sich in den schönen Künsten äussern“¹, definiert hatte, hält Herder entgegen: „jeder Mensch von edeln lebendigen Kräften ist Genie auf seiner Stelle, in seinem Werk, zu seiner Bestimmung.“ (Ebd., 223) Genie und Charakter fasst Herder unter dem Begriff „lebendige Menschenart“ (ebd., 227) zusammen und unterscheidet sie dahingehend, dass sich das Genie auf die theoretischen Fähigkeiten, der Charakter auf die praktischen beziehe (vgl. ebd., 228). Zur Einteilung dieser Arten in Unterarten empfiehlt Herder, sich an „Innigkeit und Ausbreitung“, die polar entgegengesetzten Typen „lebendiger Menschenart“ (vgl. ebd., 232) zu halten.

MARION HEINZ

1.3 SPRACHPHILOSOPHIE

1.3.1 Sprachreflexion: *Über die neuere deutsche Literatur*

Die Reflexionen über die Sprache, die Herder zwischen 1764 und 1770 im Vorfeld seiner *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* [→ II.1.3.2] durchführt, lassen sich mit einem Terminus von Karl-Otto Apel als Sprachhumanismus bezeichnen.² Herder übernimmt die zentralen Themen humanistischer Sprachreflexion. Schon die frühe Schulrede *Über den Fleiß in mehreren gelehrten Sprachen* (1764) [→ II.4.2.1] erörtert die Relation von

¹ Sulzer: *Allgemeine Theorie der Schönen Künste in einzeln, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter auf einander folgenden, Artikeln abgehandelt*, Bd 1. Leipzig 1771, 456-459. Während Sulzer hier bereits beide Vermögen des Erkennens und Empfindens für das Genie reklamiert, hat er es in der früheren Abhandlung *Entwicklung des Begriffs vom Genie* aus den Akademiereden 1757 noch allein über die Erkenntniskraft definiert; vgl. Sproll 2007, 43.

² Apel 1980.

Muttersprache und Fremdsprachenstudium als sich gegenseitig befruchtendes Wechselverhältnis nicht nur für das tiefere Verständnis der eigenen Sprache, sondern auch für die Idee einer friedlichen „allgemeinen Kette der Völker“, die durch das „Band der Gelehrsamkeit“ (FHA 1, 24) zusammengehalten wird. Es entsteht in dieser Rede die Idee einer europäischen Bildung, in der durch die Sprachenkenntnis zugleich ein verstehender Zugang zu den verschiedenen Nationaltemperaturen gewonnen werden kann (deutscher Fleiß, englische Laune, französischer Witz, vgl. ebd., 26).

Die humanistische Idee einer Sprachverbesserung der Nationalsprachen führt für die deutsche Literatur im europäischen Kontext zu dem Programm von Herders Überlegungen in *Über die neuere deutsche Literatur* (ab 1766) [→ II.3.2.2]. Er nimmt die Frage einer Theorie der Prosa auf und bestimmt den deutschen Stil als „körnichte“ Schreibweise, während er die Theorie der Poesie als Parallele von antiker und gegenwärtiger Gattungscharakteristik anlegt. Beide Verfahren versuchen sich an einer Bestimmung des gegenwärtigen Zustands der Sprache aus dem Gesamtzusammenhang der europäischen Sprach- und Dichtungsgeschichte heraus. In diesem Kontext ist insbesondere Herders Verwendung der traditionellen Lebensalteranalogie von Wichtigkeit (vgl. FHA 1, 181-184 u.ö.). Er unterscheidet die Kindheit der Sprache als affektgeladenen Ausdruck der Empfindungen mit heftigen und starken Leidenschaften (Morgenland), die jugendliche Schönheit der poetischen Sprache als bilderreiche und sinnliche Beruhigung (Griechen), die männliche Phase der Prosa in ihrer gebildeten Durchgestaltung (Rom) und schließlich das hohe Alter der Sprache als ihr philosophisches Zeitalter (Aufklärung). Man kann an dieser Schematisierung sehen, dass Herder noch nicht das Projekt einer eigenständigen Sprachphilosophie verfolgt, sondern durchaus divergente Sprachreflexionen zusammenträgt. Denn die Lebensalteranalogie impliziert eine Unumkehrbarkeit, welche zu dem Impuls einer Sprachverbesserung und Spracherneuerung, wie sie mit dem Volksliederprojekt, der emphatischen Affirmation Ossians als dem Homer des Nordens¹ oder dem Projekt einer neuen Mythologie (vgl. ebd., 432-455) angedeutet ist, zumindest in einer inneren Spannung steht. Herder entwickelt in dieser Phase eine Reihe von kulturwissenschaftlich außerordentlich fruchtbaren Konzepten. So verbindet er mit der Lebensalteranalogie die Idee einer frühen mündlichen und späteren schriftlichen Sprache, und er entwickelt den begrifflichen Zusammenhang, dass sich die trockenen Reflexionsbestimmungen der philosophischen Begriffe und die lebendige Konkretheit der frühen Bildersprache gegenseitig ausschließen (vgl. ebd., 251 u.ö.), weil sie verschiedenen anthropologischen Zuständen aufrufen.² Sprachreflexion geht hier eine Allianz mit historischer Anthropologie ein. Eine weitere Korrelation ist die der Sprache zum Nationenbegriff. Herder entwickelt das Konzept einer entelechischen Geschichtsnarration, innerhalb derer die Sprache zur Bedingung und zum Ausdruck einer Nationalsemantik wird.³

Schließlich finden sich Reflexionen, die einen neuen Sprachbegriff andeuten, wie er in der *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* (1772) ausgeführt werden wird. Schreibt Herder noch zu Beginn der *Fragmente* [→ II.3.2.2], dass die Sprache ein „Werkzeug“ sei (FHA 1, 177), so korrigiert er dies ein paar wenige Zeilen später – „Sie ist aber mehr als

¹ Zum Kontext von Herders *Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker* (FHA 2, 447-497) [→ II.3.3.1] vgl. Schmidt 2003.

² Eine sehr präzise vermögens-theoretisch argumentierende Darstellung dieses Sachverhalts gibt Ulrich Gaier 1987.

³ Vgl. hierzu vor allem die Vorreden zur Volksliedersammlung (FHA 3) [→ II.3.3.2].

Werkzeug“ (ebd.) – und fügt hinzu, dass wir durch die Sprache „bestimmt denken lernen“ (ebd.). Das ist mehr als das humanistische Motiv der Bildung durch Sprache; es handelt sich um die These einer im Kern sprachlich verfassten Vernunft und Logik. Damit ist klar, dass Herder die Gedankenbestimmungen des Sprachhumanismus – National-sprachlichkeit, Fremdsprachenkenntnisse, Geschichtlichkeit, Sprachverbesserung, Bildung – transzendiert. Das Verhältnis von Ausdruck und Gedanke (vgl. ebd., 423) unterliegt folglich keiner allein rhetorischen Bestimmung mehr, sondern einer philosophischen. Die Frage zustimmungspflichtiger philosophischer Aussagen hängt wesentlich mit den für den Gedanken bequemen¹ Begriffen zusammen. Die philosophische Diskurskultur des Rationalismus, die weithin von einer begrifflichen Verknüpfung der logisch bestimmten Merkmaleinheiten ausging und die die sprachliche Formierung nicht als argumentationskonstituierend betrachtet, wird durch die Herdersche Initiative einer im Kern sprachlich verfassten Vernunft in Frage gestellt. Entsprechend fordert Herder zunächst eine analytische Philosophie² ein: „Die wahre und einzige Methode der Philosophie ist also die analytische“ (ebd., 424) – sie besteht in der Zerlegung der Begriffe, welche letztlich nicht zu einer allgemeinen logischen Merkmalsordnung führt, sondern zu den lokalen und individualisierten sinnlichen Bedingungen der Sprache. Herder schließt hier an Kants Abhandlung *Über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und der Moral* (1764) an, in der die Begriffsanalyse gegen Leibniz-Wolffsche Tradition nicht auf eine kontinuierliche logische Matrix zurückgeführt wird, sondern auf unauflösbare Elementarbegriffe, die untereinander nicht verbunden sind. Kants vorkritische Schrift weiterführend, deutet Herder diese Elementarbegriffe sinnlich bzw. sensualistisch, während Kants Transzendentalphilosophie als Urteilstheorie eine Begrifflichkeit a priori zu denken versucht und damit nach Herders Urteil hinter den Erkenntnisstand seiner vorkritischen Philosophie zurückfällt.

Die Sprache war, ähnlich wie das Bild, lange Zeit das Unbewusste der Philosophie, ihre kaum reflektierte Außenbedingung, deren Hereinnahme in die Philosophie, als Sprachphilosophie, die Gefahr einer sehr grundlegenden Umarbeitung der philosophischen Diskursordnung heraufbeschwor. Herders Polemik gegen die rationalistische Philosophie (und später gegen Kant) und die harte Abweisung der philosophischen Zunft (federführend durch Kant) sprechen hier eine deutliche Sprache. Denn Herder zieht mit dem Projekt einer aus den Reflexionsbestimmungen des Sprachhumanismus erwachsenden Sprachphilosophie in der Tat eine komplette Neuordnung des Wissens in Erwägung. Sein Grundmotiv ist, dass „unsre ganze Philosophie Anthropologie wird“ (FHA 1, 134). Dies würde die Ordnung der Weltweisheit so verändern, wie das „Kopernikanische System“ (ebd.) das ptolemäische. Herders weit vor Kant vollzogene kopernikanische Wendung benennt die „Einziehung der Philosophie auf Anthropologie“ (ebd., 132) als den Kern einer in diesem Sinne antimetaphysischen Theorie. Die Sprachphilosophie weist ihm dabei den Weg, denn die *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* wird die Sprachlichkeit konsequent in die Sinnlichkeit des Menschen verpflanzen und diese Bindung gleichzeitig zum Argument dafür machen, dass eine Philosophie, die aus einer Sphä-

¹ Das „bequeme“ Verhältnis der Worte zu den ausgedrückten Gedanken ist noch in Herders Schrift *Gott* (FHA, 4, 679-794, bes. 697f., vgl. zum Begriff des Bequemen ebd., 696, 704, 714) [→ II.1.5.2] ein zentrales Argument: Spinozas Philosophie sei durch die Anlehnung an die Terminologie des Descartes entstellt.

² Vgl. Engfer 1982, Norton 1991, 11-50, Simon 1998, 51-72.

re unsinnlicher Begriffe a priori heraus argumentiert, kein sinnvolles Projekt sein kann. Die Philosophie muss nach Herder durch eine analytische Sprachkritik (und Bildkritik) gehen, um, verwandelt zur Anthropologie, zustimmungspflichtig sein zu können.

RALF SIMON

1.3.2 Sprachphilosophie: *Abhandlung über den Ursprung der Sprache*

Herders Argumentationsgang in der *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* [im Folgenden: *Abhandlung*] ist labyrinthisch und nicht selten nahe am Widerspruch. Sagt der erste Satz „Schon als Tier, hat der Mensch Sprache“ (FHA 1, 697), so findet man gut zwanzig Seiten weiter die Aussage: „Aber der sinnlichste Zustand des Menschen war noch menschlich [...]“ (ebd., 721). Ist der Mensch jemals „als Tier“ begreifbar, wenn er noch im sinnlichsten Zustand „menschlich“ ist? Die Formulierungen umspielen die Tier-Mensch-Differenz zwar ohne in einen manifesten Widerspruch zu geraten, aber mit deutlicher Lust zu paradoxer Zuspitzung. – Die Rhetorik der Zweideutigkeiten hält an: „*Mit dem Menschen ändert sich die Szene ganz*“ (ebd., 714), aber kaum, dass der Leser derart geneigt ist, einen qualitativen Sprung zu vermuten, wird ihm mitgeteilt: „Doch ich tue keinen Sprung“ (ebd., 715). – Inmitten der Argumentation entschließt sich Herder, gegen Süßmilchs These vom göttlichen Ursprung zu reden (vgl. ebd., 702-705), um in seinem nächsten Exkurs die These von natürlichem Ursprung zu widerlegen (vgl. ebd., 708-711). – An diesen drei Hinweisen ist abzulesen, dass Herder weder linear noch in unmittelbar ersichtlicher Weise strukturiert vorgeht. Er schweift ab, er wechselt zwischen Polemik und Durchführung, er pointiert methodologische Aussagen bis an den Rand des Widerspruchs. Dieser Text tut sein Möglichstes, um die *hermeneutische Billigkeit* (aequitas hermeneutica) so auf die Probe zu stellen, dass eine *gerechte* Lektüre ihr *Vorurteil* über das, was ein verständlicher Text zu sein habe, dahinfahren lassen muss. Herders *Abhandlung* ist linear nicht lesbar, sondern nur, indem die poetologischen Fragen der Textordnung als Teil des Argumentes mit einbezogen werden.

Die Darstellung wird im Folgenden die Problemlage, zu der Herders Text die Antwort sein will, skizzieren, sodann in ausgewählten Forschungspositionen Ordnungsvorschläge referieren, um schließlich den Argumentationsgang in seiner positiven Exposition darzustellen, während die polemische Debatte schon weitgehend in den beiden vorangegangenen Kapiteln erörtert wurde.

1769 stellte die Berliner Akademie der Wissenschaften die Frage nach dem Ursprung der Sprache¹, deren preisgekrönte Antwort Herders 1772 veröffentlichte *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* ist: „En supposant les hommes abandonnés à leurs facultés naturelles, sont-ils en état d’inventer le langage? Et par quels moyens parviendront-ils d’eux-mêmes à cette invention?“ Nach den in Herders Werk zu diesem Zeitpunkt schon vorliegenden Reflexionen zur Sprache kam die Aufforderung, eine Theorie des natürlichen Ursprungs der Sprache zu entwerfen, zum richtigen Zeitpunkt. Herder nutzte die Gelegenheit, um sich an einer der prominentesten Stellen der aufklärerischen Debattenkultur zu platzieren. Das Projekt einer „Philosophie der Sprache“ (FHA 1, 711, 768;

¹ Zum näheren Kontext der Preisfrage vgl. Neis 2003. Zur begrifflichen Einbettung der Sprachphilosophie im näheren historischen Kontext vgl. Neis und Haßler 2007.

804f.: „Sprachphilosoph“) – ein Begriff, der mutmaßlich erstmals von Herder benutzt wurde¹ – entwickelte sich im 18. Jahrhundert aus der langen Tradition des Sprachdenkens und befand sich auf dem Sprung, in das akademisch gehegte Philosophieren vorzudringen. In der Berliner Akademie waren es die Mitglieder Johann Peter Süßmilch und Pierre Louis Moreau de Maupertuis, deren unterschiedliche Positionen zur Formulierung der Preisfrage führten.

Maupertuis vertrat die These, dass die Sprache ein Ergebnis konventioneller Übereinkunft zwischen den Menschen sei, sich dieses Werkzeuges der Kommunikation zu bedienen. Der Einwand gegen diese Theorie lag auf der Hand: Um sich derart auf die Institution Sprache einigen zu können, ist die Sprache schon vorausgesetzt; mithin liegt hier keine generische Erklärung vor, sondern ein Zirkelschluss. Für Herders Theoriebildung ist die physikoteleologische Argumentation Süßmilchs entscheidender. Er versuchte aus dem Nachweis der wohlgeordneten Struktur der Sprachen die Notwendigkeit eines nichtmenschlichen, also göttlichen Ursprungs abzuleiten. Dass, so Süßmilch, alle Sprachen um die 25 Buchstaben haben; dass durch Flexionen, Allgemeinbegriffe und Zahlwörter eine bewundernswürdige Ökonomie der wenigen Zeichen gegenüber den vielen Dingen zu bemerken sei; dass der kindliche Spracherwerb durch göttliche Steuerung auf die Struktur der Sprache strukturell ausgerichtet wäre; dass Vernunft, Gesellschaft und Geschichte ihre Basis in der sprachlichen Vermittlung fänden: Argumente wie diese dienten Süßmilch 1766 in seiner Schrift *Versuch eines Beweises, daß die erste Sprache ihren Ursprung nicht vom Menschen, sondern allein vom Schöpfer erhalten habe* zur Plausibilisierung der These, dass das Gesamt einer solchen zweckmäßigen Einrichtung nicht durch Menschen erfunden sein könne, da vielmehr die menschlichen Erfindungen diese Basis immer schon in Anspruch nähmen. Einige Gedanken Süßmilchs konnte Herder relativ einfach zurückweisen: So zeigt er, dass die Sprachen, je ursprungsnäher sie sind, eine desto größere Mannigfaltigkeit der Laute haben (vgl. FHA 1, 702), so dass die Ökonomie von wenigen Buchstaben im Gegensatz zu Süßmilchs These kein Ursprungscharakteristikum sein kann, sondern vielmehr nahelegt, dass die menschliche Optimierung der Sprache im Zuge der Sprachgeschichte der entscheidende Faktor ist. Das schlagende Hauptargument lautet aber (vgl. ebd., 727): Wenn die Sprache eine Gabe Gottes an die Menschen wäre, dann müssten die Menschen, um diese Gabe überhaupt verstehen zu können, ihrerseits der Sprache schon mächtig sein; andernfalls würde die göttliche Sprachgabe unverstanden an ihnen vorbei streichen. Gleichwohl, Herder stimmt in einem entscheidenden Punkt Süßmilch zu. Die bekannte Formulierung „Ratio et Oratio“ (ebd., 727) unterstreicht mit Süßmilch die intrinsische Bindung von Vernunft und Sprache, um zugleich gegen den theologisch argumentierenden Kontrahenten einzuwenden, dass diese Bindung umso plausibler sei, je weniger ein göttlicher Ursprung angenommen werde.

Aus der französischen Aufklärungsphilosophie hatte Herder die Sprachphilosophien von Rousseau und Condillac rezipiert. Beide Autoren gehen von einem doppelten Sprachursprung aus. Zunächst sei, so Condillac im letzten Teil seiner Schrift *Essai sur l'origine de connoissances humaines* (1746), die Verständigung durch eine Gebärdensprache erfolgt, der sich erst in einem zweiten Schritt Empfindungsschreie zugesellt hätten. Die ausformulierte Verbalsprache resultierte aus der gegenseitigen Übertragung von dar-

¹ Irmscher 1993, 168. Vgl. die entsprechende Vermutung im *Historischen Wörterbuch der Philosophie*, Bd. IX, Sp. 1514f.

stellungsbezogen-referentieller Zeigefunktion und ausdrucksbezogen-emotionaler Artikulation, so dass sich in der Verbalsprache die figuralen Formationen der anfänglichen Gebärdensprache wiederfänden. Rousseau, der seine Überlegungen 1754 in seinem *Discours sur l'origine et les fondemens de l'inégalité parmi les hommes* präsentiert und später im *Essai sur l'origine des langues* (1761/63, veröffentlicht 1781) zuspitzt, folgt einem ähnlichen Theorieaufbau, betont aber den Empfindungsschrei des anfänglichen, noch ganz in die Natur eingelassenen Menschen, während Condillac mit seiner Gebärdensprache von vornherein die die Gesellschaft ermöglichende Mitteilungs- und Darstellungsfunktion in den Vordergrund rückt. Beiden Theoretikern ist aber gemein, dass sie von einem natürlichen Sprachursprung ausgehen und mit der Dopplung von zeigender Gebärdensprache und tönendem Empfindungsausdruck in der Sache zugleich auch die Unterscheidung von referentieller Darstellungsfunktion und Ausdruck des Inneren entwickeln – eine Unterscheidung, die Herders *Abhandlung* sehr grundsätzlich übernommen hat.

Es sind diese vier Autoren – Süßmilch, Maupertuis, Condillac und Rousseau –, die in der *Abhandlung* als Eckpfeiler einer sowohl gegenwärtigen als auch zu überwindenden Sprachphilosophie debattiert werden. Die Theorietraditionen, die Herder aufnimmt, sind über diese vier Namen hinaus zu ergänzen. Die *christliche Logosmystik* wird in Herders Begriffe „*Wort der Seele*“ (FHA I, 723) und Sprache als „*Othem Gottes*“ (ebd., 704) hineinspielen. Die Grunderfahrung des *Humanismus*, dass Sprachkultur historisch gestaltbar sei und dass die Volkssprachen eine irreduzible Erfahrungssubstanz mit sich führen, trägt zu Herders geschichtlichem Sprachbegriff bei. Die *empiristische Philosophie* vor allem der Engländer (Thomas Hobbes, John Locke) und die *rationalistische Schulphilosophie* (Christian Wolff), entscheidend erweitert durch die *Leibnizsche Philosophie*, die Abgrenzung gegen Descartes und die untergründige Zustimmung zu Spinoza, schließlich das Konzept einer *philosophischen Anthropologie* – diese Einflüsse spielen in verschiedener Weise in Herders Gedankenentwicklung hinein. Sie prägen schon seine erste akademische Ausbildung, die durch die beiden so gegensätzlichen Lehrer Kant und Hamann bestimmt wurde. Die Tradition des Nachdenkens über Herkunft und *Funktion der Buchstaben* (William Warburton, Johann Georg Wachter) und die aus dem *naturrechtlichen Denken* der Neuzeit entstehende Reflexion über die Sprache als notwendiges Instrument der Gesellschaftsbildung sind als weitere Einflüsse zu benennen. – Der vorliegende Artikel wird sich auf die Skizzierung der zentralen Gedanken und Theoreme konzentrieren.

Aus der Perspektive der allgemeinen Probleme der Sprachursprungsphilosophien zeigt sich, dass Herder diese Stichwortgeber und Opponenten klug gewählt hat. Es liegen nämlich damit die systematischen Paradoxien der Sprachursprungstheorien vor¹: Wenn die Sprache aus dem Empfindungsschrei (Ausdruck) entsteht, wie ist dann der Übergang zur Reflexion zu erklären? Wenn die Sprache aus Übereinkunft und Konvention entsteht, liegt dann nicht schon eine Sprache vor, um eine Übereinkunft überhaupt treffen zu können? Wenn Sprache und Vernunft einander strukturell bedingen, wie ist dann überhaupt der Einsatz von Sprache denkbar: Hat sich eine sprachlose Vernunft selbst zur Sprache bestimmt oder ist die Vernunft ein Implikat der letztendlich historisch kontingenten Sprachen, so dass man die Rede von der einen Vernunft aufgeben muss? Ist die göttliche Gabe der Sprache nicht schon deshalb selbstwidersprüchlich, weil das verste-

¹ Vgl. dazu enzyklopädisch zusammenfassend die Kompendien: *Sprachphilosophie* 1992 und *Theorien vom Ursprung der Sprache* 1989.

hende Empfangen der Sprache ihren Besitz schon impliziert? Wie sind die Verhältnisse von Sprachlichkeit der Welt (*signatura rerum*), innerer Sprache (Privatsprachenproblematik), gesprochener Sprache der frühen Empfindungen (Mündlichkeit) und geschriebener Sprache (gepflegte Semantik) zu denken und sind dafür nicht jeweils eigene Ursprungskonstellationen anzuführen? Gibt es eine Ursprache (Tradition der adamitischen Benennungsszene mit der These, dass Hebräisch die Ursprache sei) oder viele historische Sprachursprünge? Und schließlich: Verstellt die Sprache den Zugang zur Welt aufgrund ihrer tropologischen Struktur oder eröffnet sie ihn dadurch erst? – Man sieht, dass die Einbettung der Sprachursprungsfrage in die Theoriekonstellationen des 18. Jahrhunderts zu einer Matrix systematischer Probleme führt.¹

Die *Abhandlung* ist wohl der in der Forschung am intensivsten behandelte Text Herders. Blickt man in die Forschungsgeschichte, so besteht die Mehrzahl der Studien darin, den hermeneutischen Nachvollzug (worin besteht der Sprachursprung?) mit der Rekonstruktion des historischen Kontextes zu verbinden.² So wurde z.B. Herders Kenntnis von Condillac aufgearbeitet³ und für die Exegese der *Abhandlung* nutzbar gemacht. Viele Studien verlängern die Perspektive auf Humboldt, wobei man meist dem Schema Cassirers folgt⁴, Humboldts Sprachdenken als eine Art von Synthese der Kantschen Transzendentalphilosophie und der Herderschen Sprachphilosophie zu fassen. Die implizite Metaphertheorie Herders wird diskutiert⁵ oder der Bezug zu Herders Theorie der Wahrnehmung. Die Versuche, die *Abhandlung* einer rekonstruierenden Lektüre zu unterziehen, die ihrer Logik einer nichtlinearen, aber dennoch systematischen Argumentation folgt, sind eher selten.

Jürgen Trabant gibt in diversen Studien zu bedenken, dass Herder die Sprache nicht vom Sehen und nicht von der Stimme her denkt, sondern vom Ohr: „Das grundlegende Erkenntnisdispositiv ist akroamatisch“.⁶ Das Hören wird durch Herder dem europäischen Sprachdenken erneut zugetragen, und damit wird zugleich die Hermeneutik, das Vernehmen und Annehmen, das Offensein für den anderen gedacht: Das Ohr wird zum ethischen Organ⁷ und Herder zum Kronzeugen einer Sprachtheorie, die Trabant in der Sache als Gegenmodell zu Derridas Schriftbegriff aufbaut.

Wolfgang Proß entwickelt die historische Genese der Herderschen Fragestellung aus der Kreuzung von Naturrechtslehre und cartesianischer Logik.⁸ Das Zweifelsexperiment des Descartes hat das Denken an einen methodisch erzeugten Nullpunkt geführt, um von da her den kontrollierten Neuaufbau des Wissens zu betreiben. Dieses Nullpunktszenario findet sich analog in der Naturrechtslehre, in der die Begründung der Gesellschaft aus einem vor ihr liegenden Naturzustand zu denken versucht wird. Noch Condillacs *Essai* eröffnet sein cartesianisches Kalkül mit dem Gedankenexperiment, dass sich zwei nicht

¹ Herder im Rahmen einer umfassenden Theorie der Sprache erörtert zu haben, kommt neuerdings Bertram 2006a und Bertram 2006b zu.

² Neben Gaier 1988 und Neis 2003 am ausführlichsten Gesche 1993.

³ Aarsleff 1974 und Stückrath 1978.

⁴ Vgl. zu Cassirers Herder-Deutung Simon 2010.

⁵ Vgl. Albus 2001, 97-121.

⁶ Trabant 2006, 223 „akroamatisch“ ist abgeleitet von ἀκροατής, „Hörer“. – Vgl. auch Trabant 1990, 169-184.

⁷ Trabant 1998, bes. Kap. „Hören“: 88-114, hier 102.

⁸ Vgl. das umfangreiche Nachwort von Wolfgang Proß in seiner kommentierten Ausgabe der *Abhandlung* in HWP 2, 135-178.

sprechende Menschen in der Wüste treffen und sich verständigen müssen. Die Frage des Sprachursprungs stellt sich daher in der Debatte um das Naturrecht zwangsläufig. In diesen epistemologischen Raum gehört auch die Vermögenspsychologie mit ihren Reduktionskalkülen. Die intensiven Debatten des 18. Jahrhunderts um die Sprachlichkeit der Blinden, Taubstummen, Kinder und Wilden erörtern eine Entwicklungsgenealogie des psychischen Apparates durch Komponentenreduktionen und zeigen sich somit als Teil des cartesianischen Reduktionsexperiments. Schließlich führt Proß mit der Bibelkritik eine Praxis in diesen epistemologischen Raum ein, die mit dem Traditionszusammenhang der Schriftauslegung bricht und kritisch an den Nullpunkt der Heiligen Schrift, zu den Quellen, zurückgeht. – Alle diese Momente finden sich bei Herder, so dass sich das mehrfach aufgefaltete Denkschema der *Abhandlung* als Teil dieses epistemologischen Feldes zeigt. Freilich, gegen Proß' These ist zu erwägen, dass Herder weniger an der Sprache als Kommunikation und Werkzeug des Gesellschaftsvertrags interessiert war, als vielmehr an dem Gedanken der Manifestation von Vernunft durch Sprache im Sinne einer Selbstverständigung des Menschen in seinem Bezug auf die ihm sprachlich zugetane Welt.

Ulrich Gaiers 1988 erschienenes Buch *Herders Sprachphilosophie und Erkenntniskritik* kann als die bislang wichtigste Studie zu Herders Sprachdenken gelten.¹ Im Zentrum steht die Entdeckung der strukturierenden Kraft der Schöpfungshieroglyphe für Herders Schriften aus dieser Zeit. Herder macht 1770 die Entdeckung², dass der Mosaische Schöpfungsbericht als Nationalgesang des Morgenländers zu verstehen sei, der darin den Sonnenaufgang besinge. Die Siebenzahl, in die der Sonnenaufgang gebracht ist, resultiert aus den sieben Pflöcken des Nomadenzeltes, welches im Sinne der antiken Mnemotechnik als Memoriarium dient. Herder entwickelt aus diesem Gedanken die Figur einer Ordnungsgestalt, welche er als universales Gesetz behauptet.³ Wendet man dieses Schema auf die *Abhandlung* an, dann lässt sich eine Formation von sieben Sprachursprüngen erkennen, welche in ihrem Gesamt den einen Sprachursprung, als Konstellation von Teilursprüngen, bildet. Die Schöpfungshieroglyphe besteht in den Positionen eins bis drei und vier bis sechs aus je zwei dialektischen Triaden (zwei antithetische Momente und eine Synthese), die wiederum, durch die Kombination der ersten und der zweiten Triade, in der siebten Position zusammengeführt werden⁴:

Triade der Natursprache:

- <1> Naturschrei des tierischen Mechanismus
- <2> Völkersprachen der Gattungen
- <3> Othem Gottes

Triade der menschlichen Sprache:

- <4> Wort der Seele
- <5> Naturlaute, anverwandelt
- <6> Artikulation der Seele

Zusammenfassung der beiden Triaden:

- <7> Sprachfähigkeit in entwickelnder Wechselwirkung

¹ In seinen Kommentar zur *Abhandlung* (FHA 1) hat Gaier seine Thesenbildung eingearbeitet.

² Mitgeteilt in einem Brief an Johann Heinrich Merck vom 15.10.1770.

³ Vgl. dazu in der *Ältesten Urkunde des Menschengeschlechts* [→ II.2.2] insbes.: FHA 5, 267-282.

⁴ Diese schematische Darstellung entspricht bewusst nicht dem ikonischen Schema der Schöpfungshieroglyphe, wie es in FHA 5, 267ff. entwickelt ist. Die Frage, wie kanonisch die Herdersche Siebenerfigur zu nehmen sei, wird in der Forschung kontrovers diskutiert. Der hier formulierte Vorschlag löst die Figur in eine allgemeinere Logik dialektischen Denkfortgangs auf und kann so vielleicht dazu dienen, den Blick auf die strukturierende Form hin zu lenken.

Herders Theorie der Sprache zeigt sich in dieser Gliederung als ein komplexer Bau verschiedener Sprachursprungsthesen, in dem die Vorgängertheorien ‚aufgehoben‘ sind. Gaier führt in der Sache Hans Dietrich Irmschers Grundgedanken, Herders Text sei als Synthesetheorie der Vorgängertheorien zu verstehen¹, in systematisierter Form weiter. Selbst wenn zuweilen Zweifel an der dogmatischen Form der Siebenerzahl laut werden, wird man hinter Gaiers grundlegende Einsicht in den Systemcharakter der *Abhandlung* kaum mehr zurückgehen können. Herder entwickelt nicht nur eine neue Sprachphilosophie, sondern er findet einen Weg, den vorhandenen Theorien ihre jeweils partielle Berechtigung zuzugestehen und sie zugleich gegeneinander als Korrektiv einzusetzen. Hier zeigt sich auch die Begründung für den eigenartigen Denkstil, der von interner Gegensätzlichkeit und vom Wechsel zwischen Darstellung und Polemik geprägt ist.

Ralf Simon versucht die *Abhandlung* auf der Basis einer Gaier verändert aufnehmenden Argumentation als Hermeneutik zu verstehen und deckt den Wechsel der verschiedenen Sprachursprungsthesen als Abfolge sympathetisch-offener Kopplung mit der Welt und sich schließender Systemintegration auf.² Simons neuere Studien machen auf die stets übersehene Bildursprungstheorie in Herders *Abhandlung* aufmerksam und versuchen Herder als Bildtheoretiker in dem Sinne zu denken³, dass Sprachursprungstheorie grundsätzlich eine Bildursprungstheorie implizieren muss.⁴

Wenn man den Versuch unternehmen wollte, die sieben Teilursprünge der Sprache im Sinne der Schöpfungshieroglyphe in einem Zug zu formulieren, um so den *einen* Ursprung als Gefüge mehrerer Ursprünge zu denken⁵, so könnte die Formulierung wie folgt aussehen: Sofern der Mensch von der allgemeinen Sprache der Natur (*signatura rerum*) angesprochen wird und sich sympathetisch auf diese Ansprache überhaupt einstimmt (1.), sodann in der allgemeinen Natur-Sprache die Verschiedenheit der Natur-Sprachen wahrnimmt (2.) und ihnen jeweils unterstellt, sie wären Ausdruck einer inneren Seele (3.), wird er versuchen, indem er etwas-als-etwas fokussiert (4.), die gehörten Töne in der Form der Differenziertheit in sich aufzunehmen (5.), um damit das Fokussierte different zu anderem Fokussierten durch einen Sprechakt zu bezeichnen (6.). Indem erst hier ein tatsächliches Aussprechen vorhanden ist, wird die Sprache durch die Sprechenden sozial relevant und tritt in die Form der Wechselwirkung mit anderen Sprechenden ein (7.).

Die Pointe dieses Formulierungsver Versuches ist, dass hier kein Narrativ vorliegt. Herder hat die Ursprünge in das *Nebeneinander einer ikonischen Form* gestellt. Es geht also nicht darum, die *Abhandlung* so zu lesen, dass der Mensch zuerst von einem allgemeinen Tönen affiziert wird, später ein Merkmal festhält und schließlich mit anderen Menschen spricht. Vielmehr geschieht dies alles *gleichzeitig*. Sprechen ist: sympathetisch auf eine allgemeine (1), dann spezifische (2) Ansprache (3) zu reagieren, indem man etwas (4) durch die Anwendung von artikulierten Tönen (5) ausspricht (6) und diesen Sprechakt an jemanden richtet (7). Das ganze Geheimnis der Schöpfungshieroglyphe besteht darin, dieses Gefüge als eine strukturierte Formation zu denken und in den einzelnen Positionen die verschiedenen, sich durch falsche Totalisierung bekämpfenden Sprachursprungs-

¹ Vgl. Irmscher 1993.

² Vgl. Simon 1998, 153-189.

³ Simon 2010.

⁴ Simon 2009, 109-169.

⁵ Zur notwendigen Modifikation des Ursprungsbegriffs vgl. Simon 2001.

thesen wiederzuerkennen. – Dieses Grundverständnis sei der detaillierten Nachzeichnung des Argumentationsganges vorausgeschickt.

Die beiden ersten Seiten der *Abhandlung*¹ entwickeln den Begriff einer basalen Sprachlichkeit der Welt im Sinne der alten Tradition der *signatura rerum*.² Herder eröffnet den Gedankengang mit dem Motiv, dass die Sprache nur zu denken ist, wenn sie in eine sprachförmige, logoshafte Umgebung eingebettet ist. An die empfindenden Wesen ist eine Ansprache gerichtet, eine Sprachlichkeit vor der eigentlichen Verbalsprache. Wäre die Welt prinzipiell abweisend, gäbe es, mit Benjamin zu reden, keine Sprachlichkeit überhaupt; die Sprache des Menschen wäre nicht denkbar. Herder nimmt den alten Gedanken auf, dass die Welt in ihrer Substanz Sprache sei und gelesen oder besser: vernommen werden könne. In einer charakteristischen, seiner in Theorie-Masken sprechenden Argumentation deutet er die Einstimmung der Sprache auf die Sprachlichkeit überhaupt zunächst als mechanisches Geschehen. Der Mensch als empfindende Maschine³ schwingt sympathetisch mit, wenn ein Ton auf seinen Körper trifft. Da hier der Körper in seiner rein empfindenden Substanz gemeint ist, kann man in der Tat vom „Naturschrei des tierischen Mechanismus“⁴ sprechen (der Mensch als Tier).

Im Hintergrund steht die alte, aus der antiken Medizin (Hippokrates) stammende Vorstellung, dass der Körper ein Saiteninstrument wäre, welches, von einem Ton getroffen, harmonisch schwingend respondiert. Die Saiten werden im Text mit den Nerven in Verbindung gebracht, wobei Herder offenkundig bewusst ignoriert, dass die Physiologie des 18. Jahrhunderts nicht mehr davon ausging, dass die Nerven analog zur gespannten und harten Saite eines Instruments gebaut wären. Diese Tradition der sympathetischen Medizin vorstellungen aufnehmend⁵, kann nach Herder der Mensch nicht anders, als dass er auf die Töne und Empfindungsschreie (Rousseau), die auf ihn eindringen, mitfühlend reagiert. Es handelt sich hier um ein gänzlich vorbewusstes und unmittelbares Geschehen.

Herder nennt schon dieses mitfühlende Einstimmen empfindender Wesen auf die tönende Welt „Sprache“: „*Diese Seufzer, diese Töne sind Sprache. Es giebt also eine Sprache der Empfindung, die unmittelbares Naturgesetz ist*“ (FHA 1, 698). Hier wird deutlich, dass man bei der Lektüre des Textes offenkundig verschiedene Sprachbegriffe unterscheiden muss: die Sprachlichkeit überhaupt als Sprache der Natur, die innere Sprache als ein sich selbst zugesprochenes Logoswort, den einzelnen Sprechakt, die Sprache der Interaktion. Herder nennt dies alles ununterschieden „Sprache“ und bevorzugt offenkundig ein Theoriemodell, welches die verschiedenen Sprachbegriffe auseinander entwickelt und die zunehmende Bestimmtheit als Spezifikation eines vorangehenden allgemeineren Sprachbegriffs denkt.

Die erste Sprachursprungsthese betrifft also die Sprachlichkeit überhaupt, als sympathetisch tönender und empfindender Verbund aller Wesen, die organisch so beschaffen sind, dass sie auf einen Ton mitschwingend reagieren. Damit setzt Herder die allgemeinste und offenste Sprachthese an den Beginn seines Textes: „Sprache“ ist zunächst

¹ Keine Textpassage Herders wurde ausführlicher kommentiert als der Beginn der *Abhandlung*: vgl. Gaiers Kommentar in FHA 1, 1284-1289 und den Kommentar von Proß in HWP 2, 919-932.

² Vgl. neuerdings rekapitulierend, aber ohne Bezug auf Herder: Agamben 2009, 41-99.

³ Vgl. den Begriff der Maschine FHA 1, 705 u.ö.; „Mechanik fühlender Körper“: ebd., 697.

⁴ So Gaier in seiner Systematik, vgl. FHA 1, 1279.

⁵ Vgl. zur ausführlichen Kommentierung dieser angedeuteten Verhältnisse Proß (HWP 2) und Gaier (FHA 1).

eine unmittelbare Kopplung, eine unhintergehbare, präkognitive und vor allem körperliche Disposition, auf eine Welt zu reagieren, welche tönt.

Der zweite Ursprungsgedanke findet sich auf der dritten Textseite (vgl. FHA 1, 699). Die Völkersprachen der Gattungen bringen in die allgemeine Sympathetik des Tönens die Besonderung, dass sich „jede Gattung unter sich“ in ihrer durch den „Nervenbau“ bedingten „Fühlbarkeit“ (ebd.) besser versteht, als weit auseinander liegende Gattungen. Diese Besonderung hat gegenüber der globalen ersten These die Form einer bestimmten Negation. Sie unterscheidet das allgemeine Mitschwingen von einem spezifischen, welches sich z.B. auf das bessere Verständnis der Vögel oder auch der Menschen untereinander bezieht. Die Sprachtöne der Natur erfahren in dieser Besonderung eine Einkapselung in die Gegebenheiten jeweils verschiedener organischer Saitenkörper.

Die dritte These („Othem Gottes“, vgl. FHA 1, 704) lässt sich als Synthese der allgemeinen und der besonderen Sympathetik lesen. Denn Herder geht nun den unterschiedenen Schritt, die bislang nur mechanisch gedeutete Affektion der „*empfindsamen Maschine*“ (ebd., 708) als beseelte Ansprache zu deuten, als „Hauch und Geist des Mundes“, als „wehende Luft“, die „Othem Gottes“ ist (ebd., 704). Erst durch diese Unterstellung, dass der Empfindungsschrei als „Ausdrucke der Leidenschaft“ (ebd., 705) zugleich „Herzen durchbohrt und Seelen umwälzet“ (ebd., 707), wird das mechanische Geschehen, nach dem sich das „*sympathetische Geschöpf in denselben Ton versetzt*“ (ebd., 707), zu einem Ausdruck einer Innerlichkeit und also zu einer Mitteilung. Ist also der Ton zugleich Ansprache, dann werden die beiden ersten Ursprungsthesen nunmehr in einer dritten These integriert, die die Bestimmung einer Gerichtetheit des Tons, einer geistigen Strukturiertheit des Hauches, einer Logoshaftigkeit der Schallwelle als „Othem Gottes“ hinzubringt.

Herder leitet dieses dritte Theorem nicht her. Es gehört noch in den Raum seiner basalen Annahmen, es ist Beschreibung dessen, was er „Sprache der Natur“ (FHA 1, 698, 706, u.ö.) nennt. Aber es ist für das Verständnis der ganzen *Abhandlung* von zentraler Wichtigkeit, diese erste Triade der Schöpfungshieroglyphe, die sich auf höherem Niveau strukturanalog in der zweiten Triade der Ursprungstheoreme wiederholen wird, einzusehen. „Natursprache“ kann der Sache nach nicht anders exponiert werden, als in einer Serie spekulativer Annahmen, die argumentationslogisch den Status von notwendig zu unterstellenden Axiomen hat. Die ersten Seiten des Textes versuchen die Unterstellung plausibel zu machen, dass die menschliche Sprache nur verstanden werden kann, wenn sie von einem unterstellten entgegenkommenden Sinn der Sprachlichkeit der Welt gestützt und aufgerufen wird. Sie impliziert als hypostasierte Ansprache der Natur erstens die Affektion (Töne treffen auf Nerven/Saiten), zweitens die Reaktion auf diese Affektion (spezifisches Mitschwingen) und drittens die Deutung, dass dies etwas zu bedeuten habe und sich im äußeren Anstoß ein innerer Sinn („Othem Gottes“) verberge. Ein Wesen, das nicht affiziert wird oder eines, das auf Affektionen nicht reagiert oder gar eines, das sein Agieren grundsätzlich nicht auf ein Angesprochenwordensein beziehen würde, könnte nicht zur Sprache finden. Zugleich ist klar, dass dies alles noch nicht menschliche Sprache ist, sondern Natursprache, Sprachlichkeit im naturalen Voraussetzungsraum einer noch zu entwickelnden Sprache. In diesem Sinne kann Herder die akroamatische Ebene der Natursprache der menschlichen Sprache nicht zurechnen: Die Naturtöne sind „nicht die Hauptfäden der menschlichen Sprache [...], nicht die eigentlichen Wurzeln“, sondern nur die „Säfte, die die Wurzeln der Sprache beleben“ (ebd., 701). Mit dieser präzisen und

zunächst wenig spektakulären Bemerkung dementiert Herder den linearen Bezug der naturalen Ursprungskonstellation zur menschlichen Sprache. Es gibt keinen direkten Weg von der Natursprache in die spekulative Etymologie, die in älteren Sprachtheorien intensiv debattiert wurde.¹ Herder weiß sehr genau, dass er hier Voraussetzungsbedingungen diskutiert, die nicht substantialistisch gedeutet werden dürfen. Genau aus diesem Grund weist er auch, was zunächst irritierend sein könnte, Rousseaus und Condillacs Theorem von der Genese der Sprache aus dem Empfindungsschrei zurück (vgl. ebd., 708-711). Der Fehler der französischen Theoretiker sei, dass eine notwendige Prämisse als gegebenes Faktum gedeutet und deshalb die qualitative Differenz von menschlicher Sprache und vorauszusetzender Natursprache in ein falsches generisches Kontinuum aufgelöst werde (ebd., 729). Zugleich kann Herder aber auch Süßmilch widerlegen (vgl. ebd., 702-704), da offenkundig die menschliche Sprache nicht aus der göttlichen Ökonomiegabe weniger Buchstaben resultiert, sondern als „lebendigtönende Sprache“ (ebd., 702) umso unökonomischer ist, je ursprungsnäher sie ist.

Der argumentative Rhythmus der zweiten Triade von Ursprungstheoremen hat nach der Natursprache nun die Formation der menschlichen Sprache zum Gegenstand. Zunächst steht das menschliche Wahrnehmen von etwas-als-etwas in seiner allgemeinsten Form zur Debatte (analog zur allgemeinen Sympathetik), dann folgt die spezifizierende Hereinnahme und Anverwandlung der Naturlaute, um das Fokussierte artikulieren zu können (analog zur besonderen Sprache der Gattungen), schließlich die Artikulation selbst im Sprechakt (das Innere spricht sich aus, gleichsam als der ‚Othem‘ des Menschen).

Oft wurde die argumentative Sequenz (FHA 1, 715-725), nach der der Mensch als instinktreduziertes Mangelwesen eine eigene Besonnenheit ausbildet und durch Reflexion die Dinge mit inneren Merkwörtern bezeichnet, als die zentrale Stelle des Textes gedeutet. Aber seltsamerweise ist auch hier erst nur metaphorisch von der Sprache die Rede: „Merkwort“ meint nicht, dass in dieser Szene gesprochen oder benannt werde; es wird etwas fokussiert und begrifflich festgehalten, aber nicht artikuliert. Herders vierte Ursprungsthese („Wort der Seele“) ist zunächst eine solche, in der zusammen mit einer Sprachmetaphorik ein Bildursprung verhandelt wird (das Wort „Bild“ taucht FHA 1, 722 mehrfach auf).²

Herders zentrales Argument liefert zunächst eine Differenzbestimmung des Menschen zum Tier, um auf die deutlichste Weise zu signalisieren, dass nun die Sphäre der Natursprache verlassen und die der menschlichen Wahrnehmung betreten wird. Haben Tiere eine vorgegebene Sphäre, auf die hin ihr Instinkt gerichtet ist – Herder übernimmt hier Bestimmungen aus Reimarus' *Allgemeiner Betrachtung über die Triebe der Thiere* (1762)³

¹ Vgl. dazu zusammenfassend und pointiert die Studie von Eco 1994, insbes. Kap. 5.

² Vgl. Simon 2009, 130-157.

³ Nach Hermann Samuel Reimarus' *Allgemeine Betrachtung über die Triebe der Thiere, hauptsächlich über ihre Kunsttriebe* (Hamburg 1762) haben Tiere nicht nur eine notio obscura, sondern durchaus eine cognitio clara et confusa, aber keine Begriffe (§21). Ganz wie später Herder („Schon als Tier, hat der Mensch ...“), spricht Reimarus von einem „thierischen Zustande des Menschen“ (§29) oder von einer „thierischen Beschaffenheit der Einbildungskraft bey dem Menschen selbst“ (§27). Es scheint also so zu sein, dass das Tier-Mensch-Übergangsfeld in der cognitio clara et confusa qua Einbildungskraft zu suchen ist, während die cognitio clara et distincta dann dem Menschen zugehört: hier gibt es Begriffe (§21), Urteile (§22), Schlüsse (§23) und mit den Begriffen gibt es die deutliche Wahrnehmung einzelner Dinge (§36, 48). Der Schritt von der cognitio clara et confusa zur symbolisch verfassten cognitio clara et distincta entspricht nun

–, so ist der Mensch frei. Als infolge des Sündenfalls Freigelassener der Schöpfung (vgl. FHA 6, 145f.) kompensiert er seinen Instinktverlust durch die weitere Aussicht (vgl. ebd., 716) seiner Besonnenheit. Nutzt er diese zur Besinnung, so hat er die Möglichkeit, aus freier Anwendung seiner Vernunft heraus das gegebene Mannigfaltige der Wahrnehmungswelt durch eigene Konzeptualisierungen zu definieren. Was dort in der Welt als Weißes, Warmes und Wollichtes vorhanden ist und vielleicht als dieser Merkmalshaufen noch nicht einmal als distinktes Objekt verstanden wird, wird infolge der Konzeptualisierung des Vorstellungsinhaltes durch eine definierende Hinsicht (Blökendes) zum Bild eines Lamms.

Es ist wichtig, hier beim Bildbegriff zu bleiben. Er kann in seiner minimalen Bestimmung als das definiert werden, was hinsichtlich der Vorstellungsinhalte durch ein Bildbewusstsein zum Bild bestimmt wird. Die Vorstellung selbst gibt nur dahinfließende Inhalte („schwebender Traum der Bilder“, FHA 1, 722), während es ein Akt der Sammlung, der Konzentration, ein Aktus der Anerkennung ist, „auf einem Bild freiwillig [zu] verweilen“ (ebd.). Das innere Merkwort bestimmt einen Vorstellungsinhalt zum Bild. Herder transformiert also die adamitische Benennungsszene, in der ein ausgesprochenes Wort ein Ding benennt, zu einem innerpsychischen Verkehr zwischen Vorstellungsinhalt und Merkwort und nennt das Ergebnis: Bild. In diesem Sinne impliziert der vierte Sprachursprung zunächst eine kleine Theorie des Bildursprungs. Weil Herder hier keinesfalls eine Sprachtheorie der Referenz verfolgt, sondern sich den Raum für seine spätere These von der basalen Metaphorizität der Sprache frei hält, ist letztlich dieser Ursprung von der „innern, notwendigen *Genesis* eines Worts“ (ebd., 731) nur metaphorisch ein Sprachursprung (sofern man erst das tatsächliche *Sprechen* eigentlich als *Sprache* bezeichnen will). Es geht also um die Fokussierung von etwas-als-etwas, so dass damit für die Wahrnehmung ein Bild erzeugt wird, indem an ein Merkmalsbündel ein inneres Merkwort geheftet wird. – Für die Rekonstruktion Herders als eines Sprachdenkers, der die Möglichkeit von Begriffen a priori leugnet und auf der irreduziblen Konkretheit der Worte beharrt, ist diese Eintragung des Bildlichen in die Mitte der Sprachursprungsphilosophie von zentraler Wichtigkeit.¹

Das Argument ist sehr komplex und in seinen Implikationen von der Herderforschung noch nicht hinreichend entziffert worden. Üblicherweise ist die Sprachursprungsphilosophie von dem Phantasma heimgesucht, quasi den ersten Sprechakt theore-

dem Schritt von der dritten zur vierten Sprachursprungsthese Herders. In der Tat führt Reimarus hier die „Kraft zu reflektieren“ (§28) und damit die Sprachfähigkeit (§29) ein. Herders Theorieproblem ist aber: Wie kann man diesen Schritt motivieren, mit dem sich der Mensch aus der *cognitio clara et confusa* löst? Interessanterweise ist schon bei Leibniz die *cognitio clara et confusa* mit dem Künstler verbunden, während sie bei Reimarus mit dem Tier verbunden ist. Wollte man hier eine zentrale Unterscheidung des 18. Jahrhunderts ins Spiel bringen, dann bestände der Unterschied darin, dass beim Tier die Einbildungskraft passiv bleibt, während sie beim Künstler produktiv wird. Herder muss also erklären, wie der Weg von der tierisch-passiven zur produktiven Einbildungskraft verläuft. Er versucht dies mit der Besonnenheit und mit dem Konzept der ‚Sphäre‘ zu begründen.

¹ Theoriegenetisch kann man die These aufstellen, dass das Auftauchen des Bildbegriffs an dieser Stelle den Wiedergänger der Gesten- und Gebärdensprache bei Rousseau und Condillac darstellt. Es fällt auf, dass Herder an diesen beiden Autoren nur den Aspekt der Empfindungslaute diskutiert, nicht aber die ikonische Dimension, die in der Geste vorhanden ist. Zum Bild verwandelt taucht die Geste im vierten Ursprung wieder auf. De facto hängt das Benennen mit der Deixis zusammen. Zugleich aber sichert das Merkmal als „Erinnerungszeichen“ (FHA 1, 724) die Darstellungsfunktion, die bei den französischen Theoretikern mit der Gebärdensprache verbunden war.

tisch auffinden zu wollen. Nicht wenige der paradoxen Voraussetzungen der Sprachursprungsphilosophien (s.o.) entspringen aus dieser monologischen Zuspitzung auf den einen dramatischen Moment, in dem aus dem stummen Menschen ein sprechender wird. Herder ist in seinem Theorieansatz so weit, diese Dramatisierung in eine komplexe Staffelung von Teilursprüngen aufgelöst zu haben. Dennoch bleibt das Problem des qualitativen Übergangs hin zu einem sprachlich performierten Verhalten bestehen. Man kann die anthropologische Gesamtlage mit Begriffen wie Freiheit, Vernunft, Besonnenheit gut beschreiben: Aber wie motiviert man, dass die Besinnung dann de facto den Schritt zur Sprachlichkeit macht? Die Antwort auf diese Frage versteckt sich in dem folgenden Zitat:

Wenn also hiermit der *Instinkt* wegfallen muß, der bloß aus der Organisation der Sinne und dem Bezirk der Vorstellungen folgte und keine blinde Determination war; so bekommt eben hiemit der Mensch „*mehrere Helle*.“ Da er auf keinen Punkt blind fällt und blind liegen bleibt: so wird er freistehend, kann sich eine Sphäre der Bespiegelung suchen, kann sich in sich bespiegeln. Nicht mehr eine unfehlbare Maschine in den Händen der Natur, wird er sich selbst Zweck und Ziel der Bearbeitung. (FHA 1, 716f.)

Der Mensch hat keine naturwüchsige Kopplung zu einer Sphäre, sondern bedient sich in Freiheit aus den anderen Sphären („*mehrere Helle*“). Deshalb muss er sich aktiv zu dem verhalten, was er von woanders her entnimmt. Das Tier nimmt einfach und benutzt dasjenige, was ihm in seiner Sphäre zuhanden ist. Der Mensch muss aber jedes Mal überlegen, was er mit dem anfängt, das er sich aneignet. Damit ist schon eine erste reflexive Dimension vorhanden: ein praktisches Überlegen, ein ausprobierendes Zubereiten, eine Freiheit in der Umgangsweise mit den Dingen. Zudem haben die Dinge, die der Mensch aktiv um sich herum ausbreitet, immer auch werkzeughaften Charakter und sind Artefakte der eigenen Tätigkeit. Wenn der Mensch ein Werkzeug erstellt, dann betrachtet er in dem Gegenstand immer auch das Ergebnis seiner eigenen Arbeit („Bearbeitung“). Er bespiegelt sich in den Gegenständen, die ihn umgeben. Für den Menschen ist die Welt in diesem Sinne grundsätzlich bedeutend, „zuhanden“ (Heidegger). Dies ist der Sinn des Terminus der Bespiegelung: Der Mensch bespiegelt sich in den Objekten. Schließlich wird diese Bespiegelung von den Objekten auf den Menschen selbst zurückweisen (deshalb: „Sphäre“ der Bespiegelung). Denn zweifelsohne wird der Mensch bemerken, dass er das Zentrum desjenigen Raumes der Bedeutung ist, der als bedeutender Raum zu ihm spricht. In diesem Moment ist das reine objekthafte Bespiegeln selbstbezüglich geworden. Hier weiß der Mensch, dass er besonnen ist und dass er durch Ausnutzung der Besonnenheit, also durch Besinnung, die Möglichkeit gewinnt, in der Sphäre der Bespiegelung aus dem Wissen, sich selbst zu bespiegeln, die Option zu ziehen, nicht nur objekthafthandwerklich in den Dingen zu agieren, sondern auch *poietisch* eigene Symbolsysteme hervorzubringen.

Dieser mehrfach gegliederte Gedanke ist de facto nur ein einziger: Die Besonnenheit existiert nur in der Form der Besinnung. Der Mensch ist per se schon reflexiv und er agiert in der Welt immer schon *poietisch*: Er kann nicht anders, als sich blökende Merkmalsbündel mit einem festgehaltenen Merkmal zum Bild des Lammes zu *machen*¹: „Dies

¹ Eine abgründliche Irritation dieses komplexen Textes besteht darin, dass Herder gerade dort, wo er eine anfängliche Benennung zu denken versucht, die Namen durcheinander bringt. Der Text nennt das Lamm zuweilen auch gerne Schaf. Herder, in dessen eigenem Namen sich die Erde und die Herde verstecken (ein

Erste Merkmal der Besinnung war Wort der Seele! Mit ihm ist menschliche Sprache erfunden.“ (FHA 1, 723)

Der fünfte Ursprung (Naturlaute, anverwandelt, vgl. ebd., 733-743) versucht das im vierten Ursprung Fehlende, nämlich die Bedingungen für die „Namennennung“ (ebd., 741) zu eruieren. Dies meint: nachdem das innere Merkmal etwas-als-etwas fokussiert und begrifflich gedeutet hat (in vager Analogie: das Signifikat), muss nun gleichsam die Signifikantenebene, also die Artikulationssubstanz für zukünftige Benennung bestellt werden. Herder wiederholt hier seinen akroamatischen Impuls, indem er den Menschen als den ausgezeichnet Hörenden der Schöpfung denkt (analog zum parallelen zweiten Ursprung). Nun aber hat er den Menschen schon im vorangehenden Argument als dasjenige Wesen konzipiert, das seine Impulse *poietisch* weiterverarbeitet, so dass sich das Gehörte in die Artikulation wendet. Herder spricht also von den Interjektionen, den Verben als Grundwurzeln der Sprache, dem Animismus der ersten Worte und dem Gesang der ersten Poesie. Es handelt sich hier insgesamt um Äußerungen einer ursprünglichen und wilden Menschheit, um Ein- und Zwei-Wort-Sätze, um namennennende Stammworte und schließlich um Gesang im Sinne mimetischer Anverwandlungen an die tönende Welt. Mit Karl Bühler zu sprechen, behandelt Herder im fünften Ursprung die Ausdrucksfunktion des Artikulierten, während im vierten Ursprung die Darstellungsfunktion der inneren Konzeptualisierung zur Debatte stand. Es muss nun im nächsten Ursprung die Darstellungsfunktion selbst eine Artikulation finden, damit sich die Besonnenheit ausdrücken kann und der ‚Othem‘ des Menschen hinsichtlich seiner konzeptuellen Intelligenz zum Sprechakt findet.

Der sechste Ursprung (vgl. FHA 1, 743-767) führt also notwendig zu jenem Sprechakt, in dem die ganze anthropologische Konstitution des Menschen zum vollen artikulierten Ausdruck findet. Um dies theoretisieren zu können, entwickelt Herder in einer knappen und präzisen Skizze die Grundlinien seiner Wahrnehmungstheorie (vgl. das vierte der *Kritischen Wälder* [→ II.3.2.3]). Nachdem nämlich nun ein inneres Bild und eine Ausdruckssubstanz vorhanden sind, muss der Schritt, beides zu einem besonnenen Sprechakt zu verbinden, vollzogen werden. Herders interessantes und durchaus mit gegenwärtigen Forschungsergebnissen kompatibles Theorem ist, dass der Säugling die Trennung der fünf Sinne erst zu lernen hat. Anfangs liegen die Sinne eng aneinander gefaltet im sensorium commune und bilden „Ein Gewebe“ (FHA 1, 745), dessen Wurzelwerk in einem dunklen Grund (fundus animae)¹ auf eine anfängliche Ungeschiedenheit der Sinnlichkeit verweist. Die Folge dieser Nähe ist, dass die Seele, die in der Differenzierung der sinnlichen Vermögen noch ungeübt ist, daneben greifen kann und z.B. anlässlich eines Höreindrucks einen optischen Reiz produziert („[...] mit diesem Schall jene Farbe [...]“, ebd., 744). Mit anderen Worten: Der Säugling ist Synästhetiker² und muss die Differenzierung der Sinne erst lernen:

Satz in der Mitte von FHA 1, 699 spielt mit dieser Anagrammatik) und der als Theologe den Unterschied des Agnus Dei zum bloßen Schaf kennen sollte, ist in seiner Transformation der adamitischen Benennungsszene ein falscher Adam. Wie gesagt: Es gibt keinen Weg zurück zur adamitischen Natursprache.

¹ Adler 1988.

² Vgl. Synästhesie 2002.

Die Seele, die im Gedränge solcher zusammenströmenden Empfindungen und in der Bedürfnis war, ein Wort zu schaffen, griff und bekam vielleicht das Wort eines nachbarlichen Sinnes, dessen Gefühl mit diesem zusammenfloß. (FHA 1, 745)

Der Fehlgriff des einen Sinns auf den anderen hat, wie der Blick in die parallele Argumentation des *Vierten Kritischen Wäldchens* zeigt (vgl. FHA 2, 272-279, 289-299 u.ö.) [→ II.3.2.3] eine systematische Implikation. Auch dort nennt Herder, ähnlich wie in der *Abhandlung*, die Übertragung (meta-phorein)¹ des einen Sinns auf den anderen: Urteil², Schlussfolgerung³ und spricht davon, dass ein Sinn beim anderen borgt (vgl. FHA 1, 752 u.ö.). Geborgt wird das „Wort eines nachbarlichen Sinnes“ (ebd., 745), und diese Formulierung, irritierend und erklärungsbedürftig, ist entscheidend. Würde man für einen Moment den Terminus Wort durch den Terminus Gestalt ersetzen⁴, dann würde deutlich werden, dass bei Herder der sinnliche Apparat aus einer Logik der schlussfolgernden und übertragenden Gestalteindrücke besteht: Wir sehen eine Fläche, übertragen aber das Urteil unseres Tastsinns, dass die Welt dreidimensional sei, auf den Sehsinn und sehen dann eine dreidimensionale Welt. Erst dieses Urteil der Sinne untereinander, dieses Bor-gen und Übertragen ermöglicht unser Schema des Wahrnehmens – und wir vollziehen diese Übertragungen in einem frühen Stadium, so dass unsere Wahrnehmung, sobald die Sinne ausdifferenziert sind, dennoch immer die „Übertragungen aus Gefühl in Gefühl“ (ebd., 752) in ihrem Gewebe vollzieht. Entscheidend ist nun, dass Herder schon hier vom „Wort“ eines Sinnes redet. Es handelt sich um das innere Merkwort, welches im sechsten Ursprung als besonnenes Wort artikuliert werden soll. Herders Grundidee ist, dass die Wahrnehmung immer schon Sprache ist. Die Wahrnehmung überträgt, borgt, urteilt und folgert, sie vollzieht zwischen den Sinnen genau das, was später zwischen den Worten stattfinden wird. Vielleicht ist dies einer der stärksten Gedanken der Herderschen Sprachphilosophie.⁵ Im Gegensatz zu vielen Sprachtheorien, die immer erst anfangen, wenn die Wahrnehmung schon abgeschlossen ist und dann die Sprache hinzutreten lassen, verankert Herder die Sprache im Grund der Aisthesis selbst. Die Wahrnehmung als solche ist ein sprachlicher Prozess. Nur weil die Sprache unteilbar in die Sinnlichkeit verwoben und dem Sprachursprung ein Bildursprung eingeschrieben ist, kann Herder dasjenige, was im „verflochtenen Knäuel“ (ebd., 749) der Sinnlichkeit als ordnende Instanz tätig wird, „Sprache und Sprachähnlichkeiten“ (ebd., 750) nennen. Es ist also die Sprache,

¹ Vgl. FHA 1, 752: Im Theorem vom ursprünglichen Synkretismus der fünf Sinne im sensorium commune wird die basale Metaphorizität der Sprache begründet, die noch Nietzsche, vermittelt über Gustav Gerbers *Die Sprache als Kunst* (1871), fortschreiben wird.

² FHA 2, 253ff., 274, 275.

³ FHA 2, 253ff., 275, 276 („Schlussart“).

⁴ In der *Metakritik* benutzt Herder den Begriff: Typus (FHA 8, 418).

⁵ Fragt man nach der Genese dieses Theorems, so wird man auf Hamanns Gedanken zum „Übersetzen“, der freilich noch nicht in eine Theorie der Sinnlichkeit hineingearbeitet ist, verweisen können: „Reden ist übersetzen – aus einer Engelsprache in eine Menschensprache, das heißt, Gedanken in Worte, – Sachen in Namen, – Bilder in Zeichen [...]“ (Hamann-SW II, 199). – Die Anwendung des Übersetzungsgedankens auf die Wahrnehmung wird Herder aus der Auseinandersetzung mit Baumgartens *Aesthetica* (1750-1758) gewonnen haben. Dort ist der Grundgedanke, dass die Sinnlichkeit selbst schon intelligibel sei, zum Ausgangspunkt einer ästhetischen Ästhetik gemacht worden, vgl. Solms 1990. Hamann hat freilich die Verbindung von Sprache und Aisthesis als Theorem schon formuliert: „Da sich unsere Denkungsart auf sinnliche Eindrücke und die damit verknüpfte Empfindungen gründet; so läßt sich sehr wahrscheinlich eine Übereinstimmung der Werkzeuge des Gefühls mit den Springfedern der menschlichen Rede vermuthen“ (Hamann-SW II, 123).

die im Dunkel der synästhetischen Sinnlichkeit durch Merkwörter, Besonnenheit, Freiheit der Reflexion und schließlich durch feststellende Benennung wirkt, indem sie zuerst eine logosförmige Sprachlichkeit des übertragenden Urteilens in die Sinnlichkeit hineinträgt, um dann die Sinne selbst „als Worte“ voneinander zu scheiden („dadurch wird *jeder Sinn sprachfähig* [...]“, ebd., 747).

Diese Theorie der sprachlichen Aisthesis (vgl. FHA 1, 743-746) fundiert die folgende Analyse des Hörsinns (vgl. ebd., 746-750), der als mittlerer der Sinne zur Sprache hin ausgerichtet ist. Das Hören verliert sich nicht an die oberflächige Buntheit der visuellen Eindrücke, es nimmt die Merkmale tief auf, ohne so dunkel wie das Gefühl zu bleiben, es ist lebhaft, aber zugleich zeitlich organisiert, so dass es, weil der Mensch auf Affektion *poietisch* reagiert, notwendig in Sprache umgewandelt werden muss. Sprache ist hier in der Tat die Vermittlung der Sinnlichkeit, weil das Gehör als der mittlere Sinn den ganzen Sinnlichkeitsapparat sowohl integrieren als auch, im Sprechakt, ausdrücken kann. Nur *weil* die Wahrnehmung Sprache *ist* und *weil* menschliches Rezipieren eine *Poiesis* impliziert¹, entsteht aus der *Vermittlung* der Sinne Sprache im *eigentlichen* (herkömmlichen) Wortverstand.

Herder deutet im Folgenden die Implikationen dieses Ursprungsgedankens: Etymologie (vgl. FHA 1, 751f.), Metaphorik (vgl. ebd., 752ff.), Synonymik (vgl. ebd., 755ff.), Allgemeinbegriffe (vgl. ebd., 758ff.), Fragen der Grammatik (vgl. ebd., 762ff.). Insbesondere die Analyse der Metaphorik ist hier wichtig. In voller Konsequenz realisiert Herder, dass es nach seinen Theorieprämissen keinen eigentlichen Ort für das Wort geben kann (kein *verbum proprium*). Der „Metapherngeist“ der Sprache kann „wenig in Regeln gefasst werden“ (ebd., 752f.), weil für jedes „Wort eines nachbarlichen Sinnes“ (ebd., 745) gilt, dass es immer nur durch ein weiteres „Wort eines nachbarlichen Sinnes“ bestimmt wird, ohne dass diese Nachbarschaften eine geregelte Form hätten. Jeder ebenso sensuelle wie sprachliche Ort entsteht aus „Übertragungen aus Gefühl in Gefühl“ (ebd., 752f.), ohne je einen genuinen Platz gehabt zu haben. Hinzu kommt, dass das innere Merkwort ein Bild bestimmt hat: Herder hat, wie anlässlich des vierten Argumentes schon betont wurde, die adamitische Benennung der Dinge umgearbeitet zur inneren Konzeptualisierung des Bildes. So ist also hier der Referenzbezug ausgeschlossen (er tritt erst im siebten Ursprung hervor). Im Ergebnis entsteht eine Theorie der genuinen Metaphorik der Sprache. In der sinnlichen Genesis der Vermögen gibt es für die Worte nur übertragene Orte und im Akt der Merkmalskonstitution wird vorerst nur ein inneres Bild des Gegenstands erzeugt, ohne dass dessen referentieller Bezug zur Debatte stände.

Verglichen mit dem bisherigen Textverlauf scheint der zweite Teil des Textes (vgl. FHA 1, 769-810) in seiner Länge unproportioniert zu sein. Aber es wird deutlich, dass die gesamte Argumentation noch einmal auf eine neue Stufe der Reflexion gehoben wird. Es liegen die beiden Triaden erstens der Natursprache und zweitens der menschlichen Sprache vor, die nunmehr die Bausteine einer erneuten Triade, der letzten Ursprungsreflexion, bilden. Dies heißt: Verhandelt wird die Sprache in ihrer sozialen Wechselwirkung, aber so, dass dabei das Naturhafte und das Gesellschaftliche der Kommunikation

¹ Dass der Mensch im Gegensatz zum Tier nur so rezipieren kann, dass er das Aufgenommene umgestaltet und neu erzeugt, also auch das Gehörte zum Gesagten machen muss, ist eine Bestimmung, die Herder oft formuliert. Prägnant z.B. in der *Metakritik* [→ II.1.5.3]: „*Artikulationen der Sprache* wurden dem Menschen, der sich vermittelst Auge und Ohr im Besitz so vieler innern *lebendigen Typen* fand, gleichsam Notgedrungen ein *Abbild* derselben. Er mußte, er wollte *äußern*, was er in sich sah und fühlte“ (FHA 8, 419f.).

zu bedenken sind oder besser: das Naturhafte an der Gesellschaft selbst. Denn Herder betritt den Raum der menschlichen Interaktion, indem er paradoxerweise, Natur und Gesellschaft koppelnd, das „große Gesetz der Naturordnung“ formuliert, nach dem eine „Kette von Zuständen in der menschlichen Seele“ (ebd., 771) dafür sorgt, dass gerade durch die Sprache ein jeder Zustand das Ausgangsplateau für die Emergenz eines darauf aufbauenden Zustands ist. Es handelt sich hier um eine Formulierung des Wagenhebereffekts (Tomasello)¹, also jener Spezifik der menschlichen Evolution, aus Wissen Wissen machen zu können und dieses weiterzugeben. Die „Kette von Worten“ (ebd., 774), Herders Variante der chain of being, etabliert damit eine Geschichte: Weil beim Menschen „alle Zustände der Besonnenheit [...] sprachmäßig“ (ebd.) und „wortfähig“ (ebd.) sind und weil alles Gesagte potentiell in die Kette integriert wird, entsteht hier aus dem Naturgesetz (Analogie zur ersten Triade) der Begriff der menschlichen Geschichte und Gesellschaftlichkeit (Analogie zur zweiten Triade).

Aus dieser charakteristischen Ineinanderarbeit von Natur und Gesellschaft entspringen die nachfolgenden Reflexionen und Bestimmungen: der Gesellschaftsbegriff als Arbeitsteilung (FHA 1, 777: „Fähigkeiten verteilen“), die Herleitung der stützenden Gesellschaftlichkeit gerade aus der Definition des Menschen als Mangelwesen (ebd., 783f.), die aus der liebenden Sorge um den hilflosen Säugling entstehende Bindung (ebd., 784ff.: das „Band“ der Eltern an die Kinder; Herders Liebesbegriff), die Theorie von der Institution Familie als der naturrechtlichen Basis des menschlichen Zusammenlebens (vgl. FHA 1, 786ff.). Alle diese Bestimmungen sind sympathetischer Natur: Sie sind offen für strukturelle Kopplungen und erweitern stetig die Form der gesellschaftlichen Kohäsion. Die der dialektischen Grundstruktur entsprechende Form der bestimmten Negation tritt mit dem Begriff des Krieges in die Argumentation ein. Herder leitet aus der Familie die „Familiendenkart“, den „Geist der Familie“ (ebd., 786) her und verallgemeinert dies zu den Idiomen (ebd., 783) größerer sozialer Einheiten bis hin zu Nationalsprachen. Dabei legt er Wert auf die Kombination dreier einschränkender Bedingungen: Erstens ist jedes Idiom lokal beschränkt und bildet dadurch seine eigene Verschiedenheit gegenüber anderen Idiomen aus (ebd., 792: „ein unendliches Feld von Verschiedenheiten“), zweitens gesellt sich zu jeder Denkart eine Inklusion (ebd., 796: „Stolz“) und eine Exklusion (ebd., 797: „wer nicht mit mir ist, ist gegen mich“) und drittens begründet schon die artikulierte Benennung der sechsten These ein „Anrecht des ersten Eigentums“ durch die „Signatur der Seele auf eine Sache“ (ebd., 788). Das Benennen tritt mit der Artikulation in die Differenz zu anderen Benennungen. Im inneren Merkwort haben zwei Menschen dasselbe anders begriffen, aber sie konnten dies nicht voneinander wissen und haben nur die Gemeinsamkeit erfahren, dasselbe als ein Etwas fokussiert zu haben. Hier erst, im letzten Ursprung, dient Sprache dem Referenzbezug. Die Benennung tritt nach außen, um einer Sache als Eigentum habhaft zu werden, aber dieser Referenzbezug artikuliert sich als Differenz konfligierender Eigentumsansprüche. Denn jede Benennung hat die Eigenart, dass man sich in ihr eine Sache zueignet, sie dem Namen unterstellt; man hat das Ding gleichsam getauft und sich damit sein eigenes Bild von ihm gemacht. Dass genau dies bei anderen Sprechern in differenter Weise geschieht, etabliert einen tiefen Konflikt, der durch die Exklusionstendenz lokaler Semantiken noch verstärkt wird.

¹ Tomasello 2006, 14ff. u.ö.

Dies nennt Herder ‚Krieg‘ (vgl. FHA 1, 796ff.). Der Krieg ist im Kern ein semantischer Konflikt, der „auf dieser Stufe der Bildung“ (ebd., 796) auftritt. Seine Überwindung ist dann möglich, wenn auf einer höheren Ebene der Kontingenzreflexion eingesehen wird, dass diese Verschiedenheiten in ihrer Form (Humboldts späterer Begriff der inneren Sprachform) überall gleich sind: „denn unter allen Völkern der Erde ist die Grammatik beinahe auf einerlei Art gebaut“ (ebd., 803). Die Einsicht, dass die Konflikte aus der Einkapselung lokaler semantischer Systeme resultieren, entsteht dem Denken in dem Moment, in dem es sich in seiner eigenen verallgemeinerbaren Struktur durchsichtig wird und versteht, dass jeder Konflikt aus demselben Grund, derselben tiefenstrukturellen Grammatik erwächst. Es ist also nach der sympathetischen Kette und nach der sich abkapselnden Kriegesemantik wiederum eine sprachlich-sympathetische Erkenntnis, welche zum Begriff einer „Überlieferung von Volk zu Volk“ (ebd., 806) und letztlich zum Begriff einer sprachlich induzierten Weltgemeinschaft führt. Herder wird dies später *Humanität* nennen: Herders Sprachphilosophie führt zu dem anfänglichen Impuls seines Sprachhumanismus zurück.

Damit ist der Gang der siebten These durchgeführt. Sie rekapituliert noch einmal den gesamten Parcours (deshalb auch die mitunter wörtlichen Wiederholungen) und macht zudem das biblische Schema der Sprachzustände¹ lesbar: Auf die These von der Natursprache (*lingua adamica*) folgt die naturhaft gegebene Logik der sprachlichen Verkettung (Sprechen Adams mit Eva) und die semantische Konfliktstruktur (Babel), um dann zum eigentlichen Begriff der menschlichen Sprache als *Humanität* (Pfingsten) zu gelangen. Es ist noch einmal zu betonen, dass die Abfolge dieser Thesen zwar als Narrativ erzählt werden kann, jedoch erst dann begriffen ist, wenn eingesehen wird, dass jedes Sprechen *uno actu* das gesamte Gefüge dieser Konstellation aufführt. In diesem Sinne ist, bildtheoretisch gesprochen, die Schöpfungshieroglyphe das Bild der Sprache.

Herder hat in seinem Werk weiterhin und an vielen Stellen über die Sprache nachgedacht. Das kurze Sprachkapitel in den *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* (ab 1784) [→ II.1.4.2] ist dabei vielleicht weniger wichtig, weil es eine nur sehr verkürzte Fassung seiner Sprachphilosophie gibt.² In die *Ideen* geht die Auseinandersetzung mit Monboddos (James Burnett, Lord Monboddo) *Of the Origin and Progress of Language* (6 Bde., London 1773–92) ein. Herder hatte die Übersetzung des Werks angeregt und dazu ein Vorwort geschrieben.³ Allerdings: Monboddos umfangreiche sprachvergleichende Überlegungen gehen weniger in die Weiterentwicklung der Sprachphilosophie ein; sie dienen Herder vor allem zur kulturmorphologischen Präzisierung der *Ideen*.

Interessanter ist eine Bemerkung aus der *Ältesten Urkunde des Menschengeschlechts* [→ II.2.2]. Herder schreibt dort bündig: „So bildete sich *Sprache und Schrift zugleich*: zwo Schwestern Hand in Hand; oder vielmehr *Zwo Eins*, wie *Gedanke und Wort, Wort und Zeichen, Leib und Seele!*“ (FHA 5, 280) Diese Aussage erstaunt, scheint sie doch einem schriftorientierten Sprachbegriff gegenüber dem phonozentrischen oder akroamatischen Impuls der *Abhandlung* den Vorzug zu geben. Aber ein genauer Blick in die *Abhandlung* zeigt, dass eine ähnliche Figur auch dort zu finden ist. Anlässlich der Konstitution des Merkwortes schreibt Herder dort zweimal in identischer Formulierung, dass sich der

¹ Vgl. Trabandt 2006, 226.

² Vgl. dazu Gaier 1988, 169–182 und Simon 2001.

³ Vgl. SWS XV, 179–188. Vgl. auch: Arnold 2002.

„Unterschied von zween immer durch ein drittes erkennen“ lässt (FHA 1, 723f., 726). Jedes erste Merkwort kann daher immer nur ein zweites sein; die Merkworte bestimmen sich zueinander differentiell. Mit Derrida wäre hier von einer Spur der Schrift zu reden, von einer skripturalen *archi-trace*.¹ Der stimmlichen Artikulation und selbst schon der inneren Merkmalskonstitution liegt ein differentielles Netz zugrunde, eine Formation des Unterschiedenen, Schrift. Bei Herder findet sich in diesem Kontext die Formulierung, dass „ich in meiner Seele dialogiere“ bzw. dass der erste menschliche Gedanke danach strebt, „mit anderen dialogieren zu können“ (ebd., 733). Es ist zu vermuten, dass Herder den urteilslogischen Gedanken einer Struktur von Differenzen sofort sozial denkt, nämlich als eine im Menschen entworfene Formation von dialogisierenden Worten, die dann später, in der realen Kommunikation, die Bedingung der Möglichkeit dafür bildet, dass der eine Menschen den anderen überhaupt verstehen kann: Jeder hat in sich ein Gefüge von verschiedenen semantischen Orten, so dass er immer den anderen als Ergebnis von Unterscheidung schematisieren kann. – Es hat den Anschein, als ob Herder diese äußerst komplexe Formation theoretisch nicht vollständig bewältigt hat. Seine gelegentlich geäußerte Unentschlossenheit darüber, ob entgegen der Aussagen der *Abhandlung* am Ende doch eine göttliche Instanz in Anspruch zu nehmen sei, um die wunderbare Konvergenz von Ansprache durch die Welt, menschlicher synästhetischer Aisthesis und Sprache aufeinander hin zu justieren, mag in der Macht einer göttlichen Schrift, die sich inmitten der *Abhandlung* einmal so ganz unmittelbar und zugleich unbewältigt meldet, begründet sein.

Auf eine zweite Fortführung der Sprachphilosophie nach der *Abhandlung* ist hinzuweisen. Zu Beginn seiner Studie *Über Bild, Dichtung und Fabel* (FHA 4, 631-677)² [→ II.3.4.1] und in der *Metakritik* [→ II.1.5.3] arbeitet Herder die Sprache noch tiefer in seine Wahrnehmungstheorie hinein. Er benutzt dafür den Begriff des Metaschematisierens. Es zeigt sich in diesen Überlegungen, dass Herder der Sprache in der Tat die Macht zutraut, die gesamte Wahrnehmung von innen her zu steuern. Dass sich die Sinne zuerst logosförmig ineinander verschränken und sodann als „Worte“ auseinander treten, dass das „Bild“ erst infolge eines Wortes (Merkwort) entsteht, dass also insgesamt die weltbezogene Aisthesis von Beginn an Logosgeschehen sei, dies wird in *Über Bild, Dichtung und Fabel* gegenüber der *Abhandlung* zu einer deutlicheren Formulierung gebracht:

Hieraus ergibt sich, *daß unsre Seele, so wie unsre Sprache, beständig allegorisiere*. Indem sie nämlich Gegenstände als Bilder sieht oder vielmehr nach Regeln, die ihr eingepägt sind, solche in Gedankenbilder verwandelt; was tut sie anders, als übersetzen, als *metaschematisieren*? Und wenn sie diese Gedankenbilder, die bloß ihr Werk sind, jetzt durch Worte, durch Zeichen fürs Gehör sich aufzuhellen und andern auszudrücken strebet; was tut sie abermals anders, als übersetzen, als *allösieren*? Der Gegenstand hat mit dem Bilde, das Bild mit dem Gedanken, der Gedanke mit dem Ausdruck, das Gesicht mit dem Namen so wenig gemein, daß sie gleichsam nur durch unsre Wahrnehmung, durch die Empfindung eines viel-organisierten Geschöpfs, das durch mehrere Sinne *Mehreres auf Einmal* empfindet, an einander grenzen. (FHA 4, 635f.)

Dass „in diesem Verstande [...] die *ganze Sprache Allegorie*“ (FHA 8, 421) ist und sie „*Sachen durch Zeichen, Gedanken durch Worte*, die im Grunde nichts miteinander gemein

¹ Derrida 1992.

² Vgl. zu diesem zentralen Text Gaier/Simon 2010.

haben“ (ebd.), bildhaft verknüpft, qualifiziert sie dazu, den logosförmigen Zusammenhang der Welt darzustellen.¹ Die *Metakritik*, aus der die letzten Formulierungen entnommen sind, verbindet diese Sprachphilosophie mit dem entschiedenen Widerspruch gegen Kants Voraussetzung, es könne Begriffe a priori geben. Nach Herder, der hier Hamanns Kantkritik folgt, können sich die Worte nie von ihrer sinnlichen Basis lösen. Die Idee einer apriorischen Begriffssphäre ist ihm „Wortkram“, „Wahnbild“, „falsche Wortform“ (ebd., 422ff.). Philosophiekritik tritt hier zusammen mit Hamann zum ersten Mal als radikale Sprachkritik auf, indem sie überhaupt die Legitimität einer logisch-reinen Begrifflichkeit leugnet. Philosophiegeschichtlich wird man der Idee, dass Sprache ein Allegorisierungsverfahren sei und dass dies mit einer radikalen Sprachkritik der philosophischen Nomenklatur einhergehe, mit Nietzsches Sprachbegriff aus seiner Studie *Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn* verbinden können.² Cassirers Begriff der radikalen Metapher³ und Merleau-Pontys Konzept der Reversibilität und der Verflechtung in der sinnlichen Verschränkung von Sprache und Leib⁴ wären neben den oft genannten Philosophien Helmut Plessners und Arnold Gehlens in eine Sachgeschichte zu stellen, die Herders Sprachkonzept weiterführt.

RALF SIMON

1.4 PHILOSOPHIE DER GESCHICHTE, PHILOSOPHIE DER HUMANITÄT

1.4.1 *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit*

Kaum ein anderes seiner Werke hat so sehr das Herder-Bild des 20. Jahrhunderts geprägt wie seine erste geschichtsphilosophische Hauptschrift *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit. Beytrag zu vielen Beyträgen des Jahrhunderts* von 1774. Erschienen ist dieses nach dem Ort seiner Entstehung auch häufig als Bückeburger Geschichtsphilosophie bezeichnete Werk ohne Nennung des Verfassers bei Johann Friedrich Hartknoch in Riga.⁵ Verfasst wurde es in unmittelbarer Nachbarschaft zur *Ältesten Urkunde des Menschengeschlechts* [→ II.2.2], den ‚Provinzialblättern‘ *An Prediger* [→ II.2.3.1] und der ersten Fassung der Abhandlung *Vom Erkennen und Empfinden* [→ II.1.2.4]. Diese Schriften stellen den Horizont der Geschichtsschrift dar: biblische Über-

¹ Der Grundgedanke, dass es erst die Verankerung der Sprache in der Sinnlichkeit ist, welche den Menschen befähigt, die logosförmige Ansprache der Welt zu verstehen, wird von Hamann in seiner Reaktion auf Herders *Abhandlung* in *Theologie* zurückübersetzt: „Alles, was der Mensch am Anfange hörte, mit Augen sah, beschaute und sein Hände tasteten, war ein lebendiges Wort; denn Gott was das Wort“ (Hamann-SW III, 32).

² „Ein Nervenreiz zuerst übertragen in ein Bild! erste Metapher. Das Bild wieder nachgeformt in einem Laut! Zweite Metapher. Und jedesmal vollständiges Ueberspringen der Sphäre, mitten hinein in eine ganz andere und neue“ (Nietzsche-SW V, 879).

³ Cassirer: *Sprache und Mythos*. In: ders.: *Wesen und Wirkung des Symbolbegriffs*. Darmstadt 1983, 71-158, hier: 146f.

⁴ Merleau-Ponty 2004. Vgl. die Begriffe der Verflechtung und des Chiasmus bei Merleau-Ponty (172-203); ihnen entsprechen bei Herder Termini wie Durchkreuzung (vgl. FHA 1, 752) oder Gewebe (vgl. ebd., 750 u.ö.).

⁵ Zur Druck- und Editions-geschichte vgl. Clairmont 2002b.